

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 3 (1908-1909)
Heft: 1

Artikel: Denn nichts ist heiliger -
Autor: Goeringer, Irma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747935>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Denn nichts ist heiliger —



Der ordentliche Professor Dr. med. Ernst Hochmann, Dekan der medizinischen Fakultät an der königl. Universität, streichelte befriedigt seinen grauen Vollbart. Wahrlich, dieser Sonntagmorgen war dazu angetan, um in beschaulicher Ruhe die erfreulichen Ereignisse der Woche noch einmal zu überdenken.

Sein langgehegter, gut vorbereiteter und mit außerordentlicher Klugheit ausgeführter Plan war in jeder Hinsicht geglückt. Die medizinische Abteilung der Universität besaß, dank seiner Initiative, eine Wohlfahrtseinrichtung, wie sie keine andere Stadt aufzuweisen hatte. Fünfzig arme, leidende Kinder wurden von nun an jedes Jahr zur Kur oder Erholung in einen Badeort gesandt und zwar in Begleitung ihrer Mütter.

„Denn,“ hatte Professor Hochmann in der letzten Versammlung den anwesenden Wohltätern, den Vätern der Stadt und den Vertretern der Presse auseinander gesetzt, „es kommt uns darauf an, durch unsere Einrichtung nicht nur dem Körper, sondern auch dem Gemüt des Kindes wohlzutun. Nichts ersetzt am Krankenlager die Pflege der Mutter. Mutterliebe verzweifelt nie, ihr erhabener Glaube verscheucht die düsteren Schatten der Krankheit, Mutterhände bringen Genesung, Mutterhände breiten sich schützend gegen die Schrecken des Todes. Es stirbt sich leichter, wenn Mutterhände den letzten schweren Schritt geleiten. Wir Ärzte, die wir so oft mit schwerem Herzen an einsamen Sterbebetten stehen, wissen von dem Jammer der letzten Stunden, dem verzweiflungsvollen Schrei nach der Mutter. Es lebt auch in der Rohesten Brust die Sehnsucht nach Elternliebe! Und wir, meine Herren, wir Gebildeten, die wir berufen sind, die Seele des Volkes zu pflegen, die Armen, denen die Not, der Sorgenkampf die edleren Gefühle vernichtet, mit sanfter Hand aufzurichten, wir haben die Pflicht, die Liebe der Eltern zum Kind, des Kindes zu den Eltern durch unsere Fürsorge zu stützen und zu kräftigen. Denn nichts ist heiliger als die Elternliebe. Geben wir den Armen die Möglichkeit, woran uns Begüterte keine Notdurft hindert, dieses erste und höchste Gefühl der Menschenbrust zu betätigen, und wir werden einen Damm erbauen gegen die schädlichen Einflüsse, die das Familienleben zu zerstören trachten. Stützen wir die Gefühle der Eltern für ihre Kinder, so stützen wir zugleich die Grundmauern unserer Gesellschaftsordnung. Glauben Sie mir, meine Herren, aus den fünfzig Elternpaaren, denen wir alljährlich die Möglichkeit

verschaffen, ihren Kindern in Krankheit und Elend beizustehen, erwachsen bessere und edlere Menschen. Die Qualen, die ein Vaterherz erleidet, wenn er sein Kind hilflos zugrunde gehen sieht, kann sein Gemüt für alle Zeit mit bitterem Groll gegen die Bessergestellten erfüllen. Denn welche Mutter, welcher Vater opferte nicht freudig sein Hab und Gut, ja alles, was ihm auf Erden teuer ist, um dem Kinde zu helfen? Die Stimme des Blutes redet eine gewaltige Sprache, meine Herren, wir tun gut daran, wenn wir auf ihre Worte hören.

Darum begrüße ich mit hoher Freude das glänzende Gelingen meiner Idee, die geboren wurde aus dem zweifachen herzlichen Erbarmen des Arztes und des Menschen. Was meinen bescheidenen Kräften undurchführbar gewesen wäre, das haben Ihre reichen Spenden ermöglicht. Mir selbst bleibt nur übrig, meine ärztliche Kunst einzusetzen, um den kranken Kindern und ihren Eltern zu helfen. Ich werde dafür keinerlei anderen Lohn beanspruchen als die Genugtuung, mitzuwirken an der Stärkung des besten Gefühles unseres Volkes — an der Elternliebe. Denn nichts ist heiliger!“

Die Vertreter der Presse hatten diese ergreifende Rede wortgetreu ihren Lesern mitgeteilt. Ein vielstimmiges Bravo antwortete. Professor Hochmann wurde ausgezeichnet, wo er hinkam. Die Studenten brachten ihm einen Fackelzug, der Kultusminister lud ihn im engsten Kreise, fast familiär, zum Diner ein, der Geheimrattitel war ihm sicher. Täglich erhielt er zahlreiche Bewunderungsschreiben, Segenswünsche von armen, christlichen Eltern, deren erschütternde Worte der Professor der Öffentlichkeit nicht vorenthalten durfte. Er legte sie deshalb vertrauensvoll ans Herz der Presse. — Ja, Professor Hochmann hatte es in diesen zehn Jahren seiner Lehrtätigkeit an der kgl. Universität weitgebracht. Als ein Fremder trat er, wegen einer mißlichen Familiengeschichte aus der Heimat vertrieben, den Posten eines Honorarprofessors an. Es war ein weiter Weg gewesen bis zum ordentlichen Professor, Direktor der vereinigten Krankenhäuser und zur anerkannten Autorität auf dem Gebiete der Chirurgie. Er hatte ihn zurückgelegt und stand heute am Vorabend neuer Ehrungen — einer der ersten Männer der Stadt, eine Säule des Staates, eine Stütze der Gesellschaft.

Lächelnd nahm Professor Hochmann dem eintretenden Diener die eingelaufene Post ab. Eine vergnügliche halbe Stunde war ihm an diesem schönen Sonntagmorgen dadurch sicher. Wohlwollend nickend überflog er Brief um Brief. Eitel Lob und Weihrauch — ein ihm wohlgefälliger Duft. Dann ein kleines, gelbes Ding, eines jener schlechten Couverts, welche die Armut des Absenders verraten. Etwas zum Verwerten in der Presse vielleicht?

Eine zaghafte, unsichere Hand schrieb:

Lieber Vater !

Die Schwester hat mir aus der Zeitung Deine schöne Rede vorgelesen. Darum schreibe ich Dir. Nach zehn Jahren zum erstenmal. Das Leben hat Dich wohl milder gemacht, so daß du mir jetzt verzeihen kannst. Ich mußte damals tun, was ich tat. Ich habe den Mann mehr wie mein Leben lieb gehabt. Von dem Elend, das uns verfolgte, spreche ich Dir nicht. Er ist gestorben, und ich habe von ihm nichts zurückbehalten als den Keim zu dem Übel, dem er erlag. Daß ich so bitter um mein Brot kämpfen mußte, hat mich wohl auch zu rasch verbraucht. Ich liege jetzt im Spital. Der Arzt sagt, es kann noch ein paar Wochen dauern; aber gesund werde ich nicht mehr. Lieber Vater, sende mir die Mutter. Das Sterben wird mir leichter, wenn sie bei mir ist. Weiter will ich nichts. Nur die Mutter für diese letzten, kurzen Wochen. Es ist ja bald vorbei. Nur die Mutter — bitte —
Deine Tochter.

Die Hand mit dem Briefblatt sank schwer auf die Schreibtischplatte nieder. Der ordentliche Professor der egl. Universität, Dr. med. Ernst Hochmann, dachte nach. Im Flug erwog er alle Eventualitäten, überdachte alle Folgen. In den nächsten Tagen wollte er eine große Gesellschaft geben, selbst einigen wichtigen Einladungen nachkommen, die Augen der Welt waren auf ihn und die Vorgänge in seinem Hause gerichtet. Es konnte gar nicht verborgen bleiben, wohin seine Frau reiße, zumal bei wochenlanger Abwesenheit. Man würde zischeln, munkeln, Begrabenes ans Licht zerren. Noch führte er nicht den Geheimrattitel, noch fehlte ihm der hohe Orden. Und wenn auch — die maßgebenden Kreise waren sehr rigoros. Nur keine Skandalaffären! Wie entsetzlich, wenn solche Dinge zur Sprache kamen: eine Tochter, die mit einem armen Künstler entlaufen und im Elend gestorben war! Welch schlechtes Beispiel für das Volk! Nein, das Ehrenkleid einer Stütze der Gesellschaft, eines Mannes in seiner Stellung mußte makellos rein sein.

Er nahm einen Bogen von starkem Büttenpapier mit kunstvollem Monogramm und schrieb:

Liebe Tochter!

Dein Wunsch kann nicht erfüllt werden. Du hast Dich gegen Sitte und Pflicht vergessen. Du mußt nun auch die Folgen tragen. Gerade weil ich mich bemühe, des Volkes heilige Güter zu schützen, muß ich auch streng die Verächter dieser Güter bestrafen. Deinem Verlangen nachzukommen, wäre Schwäche, die sich bitter an meinem Ansehen rächen und das Vertrauen der christlichen Kreise in meine Prinzipien schwächen würde. Deshalb muß ich Deine Bitte verwerfen, so leid es mir tut und so hart es für Dich ist.

Dein schwer erschütterter Vater.

Hierauf warf Professor Hochmann den Brief seiner Tochter in den Ofen. Seine Frau durfte nichts davon erfahren. Ihre Sentimentalität würde sonst sicher einen falschen Weg einschlagen.

Das eigene Schreiben trug er persönlich zum Kasten. Mit einem Seufzer steckte er den Brief ein. Eine Weile starrte er nachdenklich auf die Klappe, die sich mit einem harten Laut wieder geschlossen hatte. Ihm war, als hätte er das Zuschlagen eines Sargdeckels gehört. Mitten im warmen Sonnenschein fröstelte ihn. „Nerven,“ sagte er ärgerlich, „nichts als Nerven!“ Dann wandte er sich entschlossen ab. Was er tat, war seine Pflicht, die Pflicht gegen sich selbst, die Pflicht gegen sein Fortkommen, gegen seine verdienstvolle Stellung als Stütze der Gesellschaft!

Denn nichts ist heiliger —

Irma Goeringer.



Ein Wort zur Balladendichtung.

Von Carl Friedrich Wiegand.



Ein erschöpfendes Wort ist auf diesem kleinen Raume nicht möglich; nur aufs wesentliche kommt es mir an. Es ist immer ein Zeichen künstlerischer Entartung, somit des Niederganges gewesen, wenn Blick und Einsicht für die äußere Kunstgestaltung, wenn das Ohr für die innere Formensprache sich abstumpfte und die Grenzen der schon künstlerisch-technisch getrennten poetischen Bezirke übersprungen werden. Während auf jedem Kunstgebiet ein verkehrt angewendeter Titel oder terminus technicus ein Gelächter hervorruft, geschieht es ungestraft, daß in der Dichtkunst mit den Benennungen der Klassen- und Dichtungsarten (man könnte auch =unarten sagen) mit der größten Willkür und Gleichgültigkeit verfahren wird. Die Erklärung für diese Tatsache erscheint sehr einfach; denn sieht man einmal näher zu, so entdeckt man als Hauptursprung solcher irrtümlichen Etikettierungen zumeist mangelnde Einsicht und Unfähigkeit. Das gilt ganz besonders auch für die Ballade. Wenn man auf Gedichten, die einen Erfahrungsinhalt, einen philosophischen Erguß enthalten, den Untertitel Ballade liest, in Gedichtbüchern unter dem Abschnitt „Balladen“ strophische Anekdoten, veritable Feuillet-